

Mark Braude „Kiki Man Ray. Kunst, Liebe und Rivalität im Paris der 20er Jahre“

Von Widersprüchen geprägt

Von Thomas Groß

08.06.2023

Als Künstlerin ist wenig von ihr geblieben. Nicht einmal eine halbe Stunde Musik, eine Handvoll Gemälde, eine kaum mehr gelesene Autobiografie. Dass die Nachwelt dennoch ein Bild von Alice Prin genannt Kiki de Montparnasse hat, liegt an einem Foto. Es stammt von ihrem Liebhaber Emmanuel Radnitzky alias Man Ray. Was die beiden ausmachte und sie verband, erzählt Mark Braude in seiner erfreulich vielschichtigen Biografie.

Das Foto zeigt ihren nackten, sich in ausschwingender Kurve nach oben hin verjüngenden Rücken, mit dem Clou zweier neckisch links und rechts der Wirbelsäule platzierter F-Löcher, als wäre sie ein Musikinstrument. Frau wartet aufs "Bespielt-werden", ein klarer Fall von Männerfantasie. Oder etwa nicht?

Die Frage zieht sich durch Mark Braudes Doppelbiografie eines Paares, das im Paris der 1920er Jahre für viel Aufsehen sorgte. Er „halb Hafenarbeiter, halb Professor“, sie ein Mädchen aus der französischen Provinz. Er auf der Flucht vor seiner kleinbürgerlich-jüdischen Herkunft, sie vor der Aussicht, als Näherin in der Fabrik zu landen. Als sie begann, für ihn Modell zu stehen, war das der Auftakt zu einer Beziehung, die beider Leben umkrepelte. Aus Emmanuel Radnitzky wurde der Avantgardekünstler Man Ray. Alice Prin tanzte unter dem nom ge guerre Kiki de Montparnasse ein Jahrzehnt lang auf allen Tischen.

Épatez le Bourgeois!

Braude skizziert die Hintergründe dieser erstaunlichen Parallelverwandlung: die Diskreditierung der Traditionen durch den ersten Weltkrieg, die Sehnsucht nach einem radikalen Neuanfang, den Umbruch in Künsten und Alltag. Takt und Zurückhaltung galten mit einem Mal als gestrig, jetzt ging es darum, den Augenblick mit allen sich bietenden Möglichkeiten zu feiern.

Doch um ein weiteres Sittengemälde aus dem Leben der Bohème geht es Braude nicht, ihn interessiert das Verhältnis zwischen Künstler und „Muse“. Wenn alle Welt aus der Rolle fällt,

Mark Braude

Kiki Man Ray. Kunst, Liebe und Rivalität im Paris der 20er Jahre

Insel Verlag

367 Seiten

26,00 Euro

Kunst und Leben ineinanderfließen, warum nicht von einer Produktionsgemeinschaft statt einem Abhängigkeitsverhältnis sprechen? Der Gedanke bleibt notgedrungen spekulativ – niemand war im Atelier dabei, in dem Man Ray und Kiki Tisch und Bett teilten –, hat aber einiges für sich. Kiki entsprach so gar nicht dem Bild einer klassischen Muse: trank, rauchte, malte, schrieb und brachte mit ihren derben Chansons ganze Kneipensäle zum Kochen. Aber auch er war kein Malerfürst alter Schule, sondern vorrangig Fotograf und als solcher auf Kooperation angewiesen.

Das Bild verliert Eindeutigkeit

In diesem Licht verliert auch „Le violon d’Ingres“ seine Eindeutigkeit. Gewiss, es ist ihr Körper, der ausgestellt wird, aber wirkt sie deswegen etwa passiv? Ist da beim Blick über die Schulter hinweg nicht sogar ein Augenzwinkern zu erahnen? War sie am Ende vielleicht die heimliche Dirigentin?

Braude, bereits mit einer Napoleon-Monografie in Erscheinung getreten, deutet die Pose gegen die Konvention als gemeinsam inszeniertes Spiel mit Erwartungen und Gewohnheiten, bei dem sie die performative Rolle einnimmt, und er den Rahmen setzt.

Zu den Stärken seiner erfreulich vielschichtigen Biografie gehört, dass auch die Gegenbeispiele nicht verschwiegen werden: Eifersüchteleien, Gezänk, Revierkämpfe. Der Autor bewahrt seine Protagonisten damit vor dem Schicksal, als bloße Thesenträger aufzutreten, zeigt sie stattdessen noch dort, wo sie auf Konventionen piffen, als Kinder einer von Widersprüchen geprägten Zeit. Unter dem Aplomb, mit dem sie auftrat, zeigte sich oft genug eine romantische Seele, unter seiner forcierten Avantgardegestik ein handelsüblicher Macho. „Wir lieben nicht, wir vögeln“, beschied er ihr während eines Streits. Die offenkundige Misogynie darin ist dann weniger eine Frage des Blickwinkels.

Männliche Erwartungen und weibliche Selbstermächtigung

Das Buch lässt sich zugleich als Beitrag zu aktuellen Debatten lesen: Auch in den populären, nicht mehr so schönen Künsten der Gegenwart bleibt ja oft unklar, wo männliche Erwartungen bedient werden und weibliche Selbstermächtigung beginnt. „Le violon d’Ingres“ erzielte unlängst bei Christie’s die Rekordsumme von 12,4 Millionen Dollar, der höchste Betrag, der je für eine Fotografie bezahlt wurde. Ironie des Erfolgs: die rebellische Kiki wäre beim Handel leer ausgegangen. Das Recht am Bild bliebe auf Seiten des Patriarchats.